



Siegbert Stronegger

Christian Wallner

Im Widerspruch zum Festgefahrenen

Er war Schriftsteller, das vor allem. Er verkörperte zudem das literarische Kabarett, war Kolumnist und Kulturmanager. Und war in jeder Weise ein streitbarer Geist und kritischer Denker im Salzburg der 1970er, 80er und 90er Jahre. Was immer auch die erzählte Erinnerung an Christian Wallner zutage fördert, so trifft auf ihn auf jeden Fall ein Gedanke zu, den der ungarische Autor Sandor Marai formuliert hat. Dass man nämlich die wichtigsten Fragen immer mit seinem Leben beantwortet. Ein ideologischer Hintergrund oder ein vorgefasster Lebensplan zählen gering, was wirklich zählt, das ist das gelebte Leben. So sind denn die aus der Lebensgeschichte gegriffenen biografischen Reminiszenzen hilfreich, wenn man etwas erfahren möchte über einen Künstler, der zum Studium aus Oberösterreich nach Salzburg kam, um dann hier zu bleiben, in dieser Stadt intellektuell mitzumischen, sich an ihr zu reiben, im Widerspruch zum festgefahrenen Denken und Tun einer selbstgefälligen Salzbürgerschaft.

Als Christian Wallner 1973 beim Sommerfestival der „Szene der Jugend“ gemeinsam mit Werner Schneyder die Kabarettbühne betrat, hatte es Alfred Winter als mutiger Kulturveranstalter wieder einmal geschafft, schier Unmögliches hinzukriegen, indem er zwei Alpathiere gemeinsam auf die Bühne lockte, auf dass die kreativen Funken sprühen sollten. Die Funken sprühten tatsächlich – und die Fetzen flogen zwischen dem älteren Schneyder und dem jüngeren Wallner. Der hatte im Jahr davor für lyrische Texte den Georg-Trakl-Förderungspreis erhalten, verstaute aber danach alle weiteren Gedichte in einer Lade, die dann nur einmal für das im Verlag Winter erschienene Buch „Freund und Feind. Gedichte und Notate“ (1978) geöffnet wurde. Sein Weg führte ihn schnurstracks zum Kabarett

und zu den Prosaformen, hatte doch schon in Mittelschulzeiten der oberösterreichische SN-Korrespondent Sepp Käfer die schreiberische Begabung des jungen Burschen aus Thalheim bei Wels erkannt und ihm die Chance eingeräumt, an der Gestaltung einer kritischen Jugendseite mitzuarbeiten.

Auf der Bühne

Das Kabarett wurde immer mehr seine Kunstform, seine bevorzugte literarische Äußerungsweise. Er hatte zwar schon schöne Erfolge eingefahren mit Trivialromanparodien, die als Kurzhörspielserien („Schatten über Herrenstein“, „Das Glück ist ein Suchen“ und „Schweigen ist Blei“) beim Südwestfunk in Baden-Baden zum Publikumshit wurden. Und er war mit Fernsehspielen und Dokumentationen im ORF in Erscheinung getreten, wie etwa dem Trakl-Film „Jemand hat diesen schwarzen Himmel verlassen“ (1981, Regie Lutz Hochstraate) oder der TV-Dokumentation „Der Zwiebelturm“ (1983), über den von den Nazis ins KZ Dachau verschleppten Dorfgasteiner Pfarrer Andreas Rieser. Doch auf Dauer sah er einfach die Bühne als den wirkungsvollsten Ort für die Reflexion des Zeitgeschehens. Er konnte dort alles sagen, was ihn beschäftigte, aufregte und amüsierte. Wobei es ihm bei der satirischen Erhellung eines Themas gar nicht um irgendwelche Belehrungen ging, sondern um neue, interessante Fragen, die sich aufwerfen ließen. Sein Credo war: Wenn die Leute mit mehr Fragen hinausgehen als sie vorher hatten, dann war es ein gelungener Abend. Er pflichtete Kurt Tucholsky überhaupt nicht bei, der Satiriker als „enttäuschte Moralisten“ sah. Rampensau, ja immer, Provokateur mit Humor, ja, Unterhalter mit Haltung, ja, aber Moralist zu sein, dazu verstieg er sich nicht.

Obwohl Christian Wallner mit seinem starken Ego und seinem frechen Mundwerk alles andere als pflegeleicht, sondern ordentlich widersprüchlich war, gab es da trotz wechselnder Bühnenpartnerschaften eine Künstlerbeziehung, die es in den 18 Jahren des gemeinsamen Auftretens locker auf die Laufzeit einer gediegenen Lebensabschnittspartnerschaft brachte: Es waren die Jahre mit dem Salzburger Percussionsvirtuosen Gerhard Laber. Die beiden haben sich verstanden, ergänzt, aneinander künstlerisch gerieben, gestritten, wieder verstanden. Bei allen Aktivitäten auf der Kabarettbühne sei Christians größte Liebe immer das Spiel mit Worten und dem daraus resultierenden denkerischen Ergebnis gewesen, erinnert sich sein musikalischer Mitstreiter. Und wenn die beiden, die sich im

Laufe der Jahre auf der Bühne blind zu verstehen lernten, der Schalk packte, dann war es einfach lustvoll, für sie – und für das Publikum.

Hätte Wallner für eine gute Pointe seine Großmutter verkauft? Kein Zweifel, er hätte, denn er ließ sich nie als Gesinnungsbeauftragter einspannen, von wem auch immer, sondern er war Künstler, und deshalb wollte er als Kabarettist bei aller sozialen Grundgesinnung keinerlei politische oder moralische Mission erfüllen, außer der einen, wesentlichen Mission: selber die Lust auszukosten am sprachlichen Zugriff, an der pointierten Formulierung und an der analytisch-scharfen Zuspitzung der Aktualitäten. Wer sich mit einem Bühnenauftritt nicht selber etwas Gutes tut und es nicht zu genießen weiß, der kann auch keine Wirkung erzielen. Es gibt dazu eine feine Bemerkung des Burgtheater-Stars Michael Maertens, die da lautet: Ich bin nicht Schauspieler geworden aus Liebe zu Kleist, sondern aus Liebe zu mir. Genau in diesem Sinne ist für Christian Wallner die Kabarettbühne so bestimmend geworden. Mit einem gut strukturierten Kopf und einer bösen Zunge allein kann man auf den Brettern nicht bestehen, es braucht auch eine ordentliche Portion Exhibitionismus und Selbstbespiegelung, um Wirkung zu erzielen. In der Erinnerung an sein kabarettistisches Schaffen geht es nicht um Vollständigkeit, sondern es zählen die aus dem Gedächtnis besonders gut abrufbaren, weil prägnanten Programmtitel: „Ruhe da hinten!“, „Machen Sie sich frei!“, „Champagner brut“, „Mit Niederschlägen ist zu rechnen“, „Nachschlag“, „Hirn.com“, „Schnurren und Grillen“, „Durststrecke“ und „Quer-Geist“. Nicht zu vergessen auch „Erste Hilfe“, als es 1998 „letzte Anleitungen zum richtigen Leben im falschen gab“. Diese Bühnenerfolge mitgestaltet hat nicht nur Gerhard Laber, als exzellente Musiker und Darsteller waren auch – der am Beginn und wieder am Ende des MotzArt-Projektes pianistisch aktive – Gerald Fratt, der Gitarrist Heli Punzenberger und Markus Grüner als DJ im Spiel. Als die starken Frauen im literarisch-musikalisch-szenischen Geschehen hatten Verena Christof, Michaela Rosen und Susanne Pichler über die Jahre großen Anteil am gewitzten Gelingen der Programme.

Am Telefon

Christian Wallner war davon überzeugt, dass das deutschsprachige Kabarettgeschehen in Österreich sich nicht gottgegeben auf Wien konzentrieren müsse,

und dass neben dem seit 1982 vergebenen Kleinkunstpreis „Salzburger Stier“ eine eigene, hochkarätige Woche des politischen Kabarettis in Salzburg unverzichtbar sei. Die Mozartwoche der Internationalen Stiftung Mozarteum verwöhnte die konservativen Salzburger, die MotzArt-Woche war das alternative Angebot an die Kritischen Leute, die sich auf eine Auseinandersetzung einzulassen bereit waren.

So griff er denn 1983 zum Telefonhörer, aktivierte seine Kontakte und sein Netzwerk im deutschsprachigen Raum und zündete ein Feuerwerk des ironisch-satirischen Humors. Das Festival war in der Champions League der Branche angesiedelt, Wallner bot im Studio der Hochschule Mozarteum ausschließlich die besten Leute an, Jänner für Jänner durfte es nicht einfach Kleinkunst sein, sondern es musste die große Kleinkunst her, jeder Abend eine Österreich-Premiere weitab des Comedy-Mainstreams. Dieter Hildebrandt, Otto Grünmandl, Franz Hohler, Sigi Zimmerschied, Piano Paul, Helmut Ruge, Georg Kreisler & Barbara Peters, Hanns Dieter Hüsch und Josef Hader, alle folgten der Einladung nach Salzburg, inzwischen sind es mehr als 200 Erstaufführungen, die die MotzArt-Woche auf ihre Fahnen heften kann. Und noch immer brüllt als Markenzeichen der MotzArt-Löwe des Karikaturisten Helmut Hütter. Die Programme waren brillant und scharf und sind es noch immer, als Maßstab taugte und taugt das Karl-Kraus-Diktum, dass gute Satire, die ein Zensor verstehen würde, verboten gehörte. Wallner war der Kopf und Motor der MotzArt-Woche, hatte aber mit Ali Haslinger, Ernst Wuger und Erich Oberdorfer wichtige Mitsstreiter. Nach der Pionierzeit im Mozarteum und einem Intermezzo im Kleinen Theater übersiedelte die MotzArt-Woche noch für zwei Jahre ins Kulturgelände Nonntal, ehe ab 2006 im neuen Haus der ARGEkultur faktisch ein Neustart glückte.

Auf der Baustelle

Kulturpolitisch wach und diskussionseifrig war Christian Wallner immer, doch 2002 wurde sein Engagement handfest und konkret. Er klinkte sich als Berater im strategischen Bereich des Kulturgeländes Nonntal ein, zu einem Zeitpunkt, als auf dem Areal des früheren HTL-Lehrbauhofes am Mühlbacherhofweg wegen der beschränkten Nutzungsmöglichkeiten alles nach einer Neuausrichtung schrie. Zusammen mit Markus Grüner und Daniela Gmachl bildete er ein

Führungstrio, das den geplanten Umbau am Ort für nicht zielführend hielt und durch Eigeninitiative den Grundstückstausch einfädelt, der sich rasch als Befreiungsschlag zur Neupositionierung entpuppte. Wenn sich nun in weiterer Folge die kommunalpolitischen Fallstricke immer wieder zu verknoten drohten, trat Wallner auf den Plan und sicherte im persönlichen Nahkampf mit den Politikern eine konstruktive Gesprächsbasis. War das Kulturgelände Nonntal von seiner Geschichte her eher ein Lieblingsprojekt der Bürgerliste, so konnte er nun mit Bürgermeister Heinz Schaden und Kulturlandesrat Othmar Raus verlässliche und solidarische Unterstützer aus der SPÖ gewinnen, am Ende trug mit Vizebürgermeister Karl Gollegger auch noch die ÖVP den Neubaubeschluss mit. Es war ein Zeitfenster, das es zu nutzen galt, man musste aber für den frischen Wind, der da hereinblies, auch rasch und richtig die Segel setzen. Wallner hatte durch seine wöchentliche Kolumne in den SN Popularität und Gewicht in der öffentlichen Diskussion gewonnen – und mit diesem Pfund wusste er zu wuchern, als es nach dem Spatenstich im Dezember 2003 auf der Baustelle um die Mühen der Ebene ging. Er konnte beides: hart verhandeln, den Leuten der bauausführenden STRABAG mit autoritärer Entschlossenheit entgegenzutreten, wenn es um Schlampigkeiten ging, er war aber auch derjenige, der mit den Arbeitern auf der Baustelle ein Bier aufmachte und ihnen einen Tschick anbot, Marke Parisienne, was oftmals mindestens ebenso viel weiterbrachte wie seine Grimmigkeit. Jedenfalls war das neue Domizil, die ARGEkultur, wie sie nun hieß, im Oktober 2005 fertig, nach der Rekordbauzeit von nicht einmal zwei Jahren. Stolz war das gesamte Team, besonders stolz war Wallner, hatte doch er, der Autor und Kabarettist, sich als ein Macher im ganz prosaischen Sinn des Wortes profiliert. Die Erfahrung, jeden Tag auf einer Baustelle zu stehen und darauf aufzupassen, dass alles stimmt, das hat ihm sichtlich gut getan. Aus dem operativen Geschäft des Hauses zog er sich dann zurück, es war dort alles in besten Händen.

Markus Grüner-Musil, seit 2005 künstlerischer Leiter im Nonntal, führte nach Wallners Tod die von ihm schon zuvor mitgestaltete MotzArt-Kabarettwoche höchst erfolgreich weiter, mit dem nächsten Festival im Jänner 2017 wird man das 35. Bestandsjahr erreicht haben. Die ARGEkultur steht heute da als das größte unabhängige Kulturzentrum Salzburgs, als eine Kommunikations- und Produktionsstätte für verschiedenste Initiativen und Künstlergruppen, der pro-

grammatische Anspruch der zeitgenössischen, innovativen und gesellschaftskritischen Ausrichtung wird hochprofessionell eingelöst, ein Blick ins Programm 2016 bestätigt das ohne Wenn und Aber. Jährlich kommen 40.000 Besucher zu 350 Veranstaltungen, es läuft also alles ganz im Sinne des Mannes, der sich dort in den letzten Jahren seines Lebens nicht nur voll eingebracht, sondern auch sehr wohlgeföhlt hat. Und sich als Arbeiter im „öffentlich-kritischen Dienst“ verstand.

Am Schreibtisch

Mit der Bemerkung „Sie trauen sich aber was!“, gerichtet an Manfred Perterer, den damaligen Lokal- und heutigen Chefredakteur der „Salzburger Nachrichten“, begann 1991 die 19-jährige Zusammenarbeit der bürgerlichen Qualitätszeitung mit dem scharfzüngigen und eindeutig links verorteten Kabarettisten Christian Wallner. Es wurde ihm eine satirische Kolumne angeboten, und fortan gab es keinen Samstag mehr ohne Wallners stilistisch gediegene und inhaltlich gewitzte Betrachtungen zum lokalen und globalen Geschehen. In diesen fast zwei Jahrzehnten war ihm der Donnerstag heilig, als der Tag der Ungestörtheit im Büro außer Haus, dort sammelte er die Einfälle der Woche und schrieb sie nieder, jede gute Formulierung war ständig bedroht von einer besseren. Er reagierte tagesaktuell, doch war auch noch der Boden der reichen Erfahrung aus der Zeit des gesellschaftspolitischen Aufbruchs der Achtundsechziger-Generation tragfähig, als er unzählige Streitgespräche und Podiumsdiskussionen bestritten und oftmals dominiert hatte. Die Theorie einer gelungenen Kolumne war für ihn ganz klar: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung! Ja, genau nach dem vielstrapazierten Titel der berühmten Komödie von Christian Dietrich Grabbe. Und diese Theorie war auch der Maßstab für ein gelungenes Kabarettprogramm.

Der Tagesjournalismus war ihm vertraut, hatte er sich doch schon in den 70er Jahren im sozialdemokratischen „Salzburger Tagblatt“ als freier Kulturberichterstatte betätigt, in jener Zeitung, in der einst Thomas Bernhard als junger Gerichtssaalreporter und redaktionelles Problemkind zwischen Dichtung und Wahrheit herumlavierte, zur Verzweiflung des Chefredakteurs und nachmaligen Festspielpräsidenten Josef Kaut. Als Wallner 1974 im „Tagblatt“ über eine Lesung von Friedrich Torberg zu berichten hatte, hieß der Chefredakteur, der

Probleme mit seinem Mitarbeiter bekommen sollte, Kurt Wessely. Die Besprechung begann wörtlich so: „Friedrich Torberg, der bekanntlich nie beim CIA war, las gestern in Salzburg aus seinem neuen Buch ...“. Torberg beschwerte sich weder beim Schreiber der Zeilen noch bei dessen Chefredakteur, sondern gleich beim Bundeskanzler. Sonnenkönig Bruno Kreisky rief Wessely an, man möge seinen Freund Torberg in Ruhe lassen, mehr geschah nicht. Auf eine Gegen-darstellung, dass es nicht stimme, dass er nicht für den CIA gearbeitet habe, verzichtete Torberg, der ja erwiesenermaßen im Wien der Nachkriegszeit eine nachrichtendienstliche Beziehung zu den Amis hatte. Wallner freute sich über die große Wirkung einer kleinen ironischen Negation. Frechheit hatte gesiegt.

In der Klausur

Zum Schreiben der Kabarettprogramme und für die szenischen Proben zog sich Wallner am liebsten in den Oberpinzgau zurück, ins Cinetheatro des unermüdlichen Kulturaktivisten und Schauspielers Charly Rabanser. Dort, in Neukirchen am Großvenediger, war für ihn der Ort, wo er in einem Zustand aus Distanz und Nähe zu Salzburg besonders gut nachdenken, schreiben und an den Liedern und Zwischentexten feilen konnte.

Die Literatur sei seine „ureigenste Angelegenheit“ gewesen, sagt seine Frau Annemarie Wallner, und dabei kommt auch die Rede auf eine Romanidee, die er über viele Jahre hinweg im Kopf hatte. Es existierte schon der Titel „Big Lift“ und auch der Plot mit vier in einem Lift (und in ihrer Weltanschauung) gefangenen Männern war vorgezeichnet, doch es blieb beim Projekt. Seine Frau, eine erfolgreiche Ärztin, bot ihm jede Unterstützung für die Zeit einer längeren Schreibklausur an, doch mit einem totalen Rückzug aus der Öffentlichkeit konnte er sich einfach nicht anfreunden. Die drei, vier Wochen der Programm-klausuren in Neukirchen ja, aber eine radikalere Periode der Einsamkeit, das ging nicht bei ihm.

Ihm entsprachen die kompakteren Textsorten, also die liedhaften, epigrammatischen oder essayistischen Formen des Schreibens. Sie finden sich in den Kabarettprogrammen versammelt und stecken in den Hörspielen, Fernsehfilmen und Beiträgen in Literaturzeitschriften. Die literarischen Vorbilder seiner jungen

Jahre waren Bertolt Brecht und Max von der Grün, und weil keiner aus seiner Vergangenheit entlassen wird, hat er dann seinem Sohn die Vornamen dieser berühmten gesellschaftskritischen Schriftsteller gegeben. Sich auf politisch engagierte Autoren aus der Literaturgeschichte zu beziehen, das bedeutete für ihn aber keineswegs Selbstfesselung. In den Jahren des Geschichte- und Pädagogik-Studiums in Salzburg vernahm man auch von ihm jene in den linken Zeitgeist eingebetteten Klassenkämpferischen Töne, doch saloppen Parolen wie „Kunst ist Krampf im Klassenkampf“ ging er nicht nur nicht auf den Leim, sondern zog sie ins Lächerliche. Hingegen wuchs das konkrete Misstrauen in die von den Konservativen behaupteten Selbstheilungskräfte und Segnungen der freien Marktwirtschaft. So regiert etwa in seinem „Gelassenheitssong“ der Sarkasmus:

Gottseidank, dass nie wer merkte, dass die Wahl der Wahl oft fehlt:
Überall regier'n die Märkte – keiner fragt: von wem gewählt?
Recht und Freiheit: schöne Ziele! Danach sollen andre trachten.
Ich will Zinsen, möglichst viele, und dass Aktien Sprünge machten.

Salzburg war für ihn seit Mitte der 60er Jahre der dezidiert gewünschte Lebensmittelpunkt, Verlockungen wegzuziehen gab es: Sowohl in Baden-Baden beim SWR, als auch im ORF-Landesstudio Oberösterreich wollte man ihn als Literaturchef gewinnen, er blieb in Salzburg, wo er zur Stadt die besondere Spielart eines Abhängigkeitsverhältnisses entwickelte, „das jenem eines Streichholzes zur Reibfläche gleicht“. Wenn er in jedem Wahlkampf die Verheißung vernahm, dass Salzburg „modern“ werde, dann war er sich nie sicher, ob „modern“ hierorts auf der ersten oder auf der zweiten Silbe zu betonen ist. Er konnte sich als sprachbewusster Skeptiker spontan in Worte und Formulierungen hinein-graben und ihren Doppelsinn hervorkehren.

So gut wie unbekannt ist, dass sich Wallners Kreativität auch in der Bildenden Kunst manifestierte. Er malte über Jahrzehnte hinweg immer wieder Ölbilder, in einer Art von magischem Realismus, seine feinen, schwebenden Bilder sind Werke des lyrischen Menschen in ihm. Auch Zeichnungen und Karikaturen gibt es von ihm, war er doch unmittelbar nach bestandener Matura mit einer Mappe zur Aufnahmeprüfung an die Kunstakademie in Wien gefahren. Er wurde

genommen, trotzdem fuhr er in die andere Richtung, nach Salzburg zum Lehramtsstudium. Den bildnerischen Neigungen gab er im letzten Lebensjahr wieder nach, als er sich ernsthaft auf die Kunst der Druckgrafik einließ. In der Werkstatt des Salzburger Galeristen und Kunstförderers Niko Topic-Matutin in der Kunstmühle in Gnigl lernte er, dem Berliner Drucker Steffen Tschesno zu vertrauen, einem Meister seines Faches. Aus dem gemeinsamen Arbeiten wuchsen erstaunliche Blätter samt einer festen Freundschaft, wie sie ihn auch mit dem wunderbaren Salzburger Maler Rudi Hradil verband.

In der Toskana und daheim

Wir alle reisen ein Leben lang unseren Träumen hinterher. Christian hat seine Zeit genutzt, wenn es um seine Liebe zum Land, wo die Zitronen blühen, ging. Noch mehr als die Zitronen schätzte er im Süden den guten Wein. Er organisierte Sommerseminare für kreatives Schreiben in der Toskana, in dieser animierenden Region, die den bei Alt- und Neu-Linken hochgeschätzten Brunello hervorbringt. In den Seminarwochen gab es für die Teilnehmer nicht nur bei den schriftlichen Übungen professionelle Begleitung, sondern auch beim Verkosten.

„Gutes Essen und Trinken halte ich für unverzichtbare Säulen einer ausgewogenen Diät“, schrieb er in einer SN-Glosse, die kurz vor seinem Tod erschien, als ihm bereits die Kraft zum Schreiben fehlte, seine Zeitung ihm aber mit dem Neudruck älterer, thematisch zeitloser Kolumnen bis zuletzt die Treue hielt. Zum guten Essen und Trinken kam Christian auf verschlungenen Wegen, wie sein journalistischer Mentor Kurt Wessely in der Laudatio zum Fünfziger seines Mitarbeiters nicht zu erwähnen vergaß: „Seine Fabulierkunst hat er an den Texten für Revolutionsschriften und aufrührerische Plakate erprobt. Doch irgendwann überließ Wallner den Marxismus seinem Schicksal und wendete sich dem Genuss zu.“ Was das für seine Gäste bedeutete, wenn Wallner sich dem Genuss zuwendete, führt ins schier Unbeschreibliche. Er kochte mit Leidenschaft und sicherer Hand, er kannte und liebte den Rotwein aus aller Welt, pries seine positiven Auswirkungen auf die Lebensintensität und umsorgte die fröhlichen Runden an langen Abenden, die oft in die Morgendämmerung hineinreichten, weil es einfach immer noch etwas zu diskutieren und zu trinken gab.

Einer, der nicht nur ihn gut kannte, sondern auch das Schaffen von Gerhard Amanshauser, Franz Innerhofer und Thomas Bernhard interpretiert hatte, ist der aus Zell am See stammende und in Wien lebende Germanist Clement Reichholf. Er spürt im ironisch-satirischen Schreiben von Christian Wallner einen sokratischen Ansatz: den Dingen auf den Grund zu gehen, ohne mit großen Wahrheiten auftrumpfen zu wollen.

So ist es wohl: Es ging ihm nicht um Dogmen, sondern um das beharrliche Aufbrechen von vorgefassten Meinungen und verkrusteten Positionen. Die Gedanken in Fluss zu halten, das war ihm wichtig, das hat ihn angetrieben bis zuletzt.